

Die olivfarbene Gefahr

Australische Beobachtungen

Von

Colin Ross,

Sonderberichterstatter der „Rossischen Zeitung“

Cairns (Nord-Queensland), im Frühjahr

Es gibt allerlei „Gefahren“: die gelbe, die schwarze, die braune. Den Australiern blieb es vorbehalten, noch eine weitere zu entdecken: die olivfarbene.

Von einer derartigen Gefahr ahnt der Europäer oder Amerikaner bisher noch nichts, aber in Australien, vor allem in Queensland, redet man ernsthaft von ihr. „Olivfarbene Gefahr“ bedeutet eine Bedrohung der „Weiß-Australien-Politik“, die Gefährdung des bisher „rein weißen Charakters“ dieses Kontinentes durch die südeuropäische, vor allem die italienische Einwanderung.

Das ist kein Schreibfehler: es soll wirklich heißen: die Gefährdung des bisher rein weißen Charakters Australiens durch die italienische Einwanderung. Ja, die echten angelsächsischen Australier in Queensland rechnen die Italiener nicht unter die Weißen. Ich stieß zuerst auf diese erstaunliche Ansicht, als eine nordqueensländische Dame mit erzählte, sie hätte ihre Tochter in Innisfail aus der Schule nehmen müssen, weil es in der ganzen Schule nur zwei weiße Kinder gab. Auf mein ungläubiges Staunen hin ergab sich dann, daß die übrigen — Italiener waren!

Die Weiß-Australien-Doktrin hat den Vorteil von allen Doktrinen, daß sie behnbar ist. Und man hat sie sehr weit gedehnt. Sie bedeutet nicht nur, daß kein Chinese, kein Japaner, kein Inder und kein Neger nach Australien hinein darf, sondern sie erstreckt sich auch auf Südeuropäer, oder nun versucht es wenigstens, sie auf diese auszudehnen. Wenn irgendwo auf der Welt noch der Glaube an die Ueberlegenheit der blondhaarigen und blauäugigen nordischen Rasse unererschüttert besteht, dann in Australien. Man ist britisch und will britisch bleiben, allenfalls duldet man als Einwanderer noch Deutsche und Skandinavien. Dann aber Schluß. Wie gesagt, Australien soll „weiß“ bleiben.

In den letzten Jahrzehnten sind eine ganze Anzahl Italiener in Nordqueensland eingewandert, und auf die Erfahrungen, die man mit ihnen machte, gründet sich die Abneigung gegen a^e Südeuropäer.

Man macht den Italienern zum Vorwurf, daß sie unreinlich seien. Tatsächlich machen die überwiegend italienischen Orte Nordqueenslands nicht den peinlich sauberen Eindruck, den man sonst in Australien antrifft. Aber das ist nicht der schlimmste Vorwurf, den man gegen die Italiener zu erheben hat. Es gibt einen viel schlimmeren. Wenn so ein italienischer Einwanderer ins Land kommt, dann geht er an die Arbeit wie der Teufel. Er kümmert sich weder um Maximalarbeitszeit noch um Minimallohn. Er schuftet von früh bis spät. In der Regel arbeitet er auf der Farm eines Landsmannes, gewöhnlich eines Verwandten, der ihn hat herauskommen lassen, und gibt sich mit einem Lohn zufrieden, der weit unter dem gefälligen liegt. Aber da er lebt wie ein Hund, weder trinkt noch spielt noch sich als erstes einen Motorcar auf Abzahlung kauft, erspart er sich in wenigen Jahren so viel, daß er sich selber eine kleine Zuckerpflanzung erwerben kann und nun seinerseits arme Verwandte kommen läßt, die er dann für sich arbeiten läßt.

Diesen Italienern, die der Australier „Dagos“ nennt, und von denen er behauptet, sie röchen wie ein schmutziger Dackel, muß man ferner zum Vorwurf machen, daß sie zusammenhalten wie die Kletten, daß sie ihre Nationalität nicht aufgeben, und daß sie einen Teil ihrer Ersparnisse nach der alten Heimat schicken.

Dieses Festhalten der Italiener an ihrer Nationalität macht sie auch in Südamerika zu nur bedingt beliebten Immigranten. In Argentinien wie in Brasilien sieht man mit Mißbehagen auf das allzu starke Anwachsen kompakter, rein italienischer Siedlungen. Eine Gefahr für den argentinischen beziehungsweise brasilianischen Charakter ihres Adopтивwaterlandes werden sie jedoch niemals sein, und diese Gefahr ist in Australien noch weniger gegeben. Wohl aber besteht die Möglichkeit, daß sich der rein britische oder auch nur der rein nordische Charakter der australischen Bevölkerung in den Gegenden mit starker italienischer Einwanderung ändert. Und da man diese Aenderung fürchtet ebenso wie die unterbietende Konkurrenz, so hat man die italienische Einwanderung gestoppt. Das heißt augenblicklich hat man ja keine Maßnahmen nötig, da unter dem Mussolinischen System die Auswanderung aus Italien abgedrosselt ist.

Die „olivfarbene Gefahr“ ist ein Problem, das schließlich nur Australien und Italien angeht, aber deshalb kann ein objektiver und wohlwollender Beurteiler des australischen Volkes diese Ueberspannung der Weiß-Australien-Politik doch aufs tiefste bedauern, und zwar gerade Australiens wegen. Denn durch sie beraubt sich die Commonwealth der Elemente, die noch am ehesten den Norden des Kontinentes besiedeln könnten. Ich persönlich glaube unbedingt an die Besiedelungsfähigkeit der Tropen auch durch Nordeuropäer. Aber eine weiße Rasse, die für Generationen zwischen den Wendekreisen leben soll, braucht einen Zuschuß von „dunklem“ Blut, mindestens südeuropäischem, besser noch farbigen. Es braucht nicht groß zu sein; schon eine geringe Beimischung von indischem, malaischen oder chinesischem Blut macht die weiße Rasse unverhältnismäßig widerstandsfähiger gegen Tropenklima.

Eine weiße Rasse, die tropische Gebiete besiedeln will, muß diesen Faktor berücksichtigen und lieber eine solche geringe Beimischung begünstigen, als die weiße Rasse rigoros „rein“ zu erhalten suchen. Die ausgezeichneten Reful-

tate, die die Spanier in Südamerika durch die Vermischung mit Indianerblut erzielten, sollten doch zu denken geben. Und wenn auf Java Holländer bereits in der dritten Generation gesunde Kinder erzeugen, so war dies Refultat auch nur durch den Zusatz javanischen Blutes möglich.

Es kommt jedoch noch ein zweites hinzu. Ein Nordeuropäer braucht nun einmal einen gewissen Komfort in den Tropen. Der Süd- und Osteuropäer aber ist fähig und bereit, dort auch unter den primitivsten Verhältnissen zu leben und hart zu arbeiten. Ich habe überhaupt die Erfahrung gemacht, und zwar in allen Erdteilen, daß im allgemeinen lediglich Süd- und Osteuropäer heute noch die Eignung zum Pionier haben, das heißt die Bereitschaft, jahrelang, unter Umständen jahrzehntelang, vielleicht ein Leben hindurch, unter den härtesten und schwierigsten Umständen zu arbeiten, ehe sich die Früchte dieser Arbeit zeigen.

Die weiße Rasse drängt nach den Tropen vor. Die moderne Hygiene und Technik ermöglicht ihr hier das Leben in einem vor kurzem noch ungeahnten Ausmaße. Aber um in der heißen Zone dauernd heimisch zu werden, muß die starre Abschließung gegen südliche Rassen aufgegeben werden.

Soweit ich die Australier kenne, fürchte ich, daß sie zu dieser Konzession sich nicht werden entschließen können. Denn die „nordische Mythe“ ist hier ja geistiges Dogma und politisches Aredo, und zwar für alle Parteien. Und so wird wohl das Gespenst von der olivfarbenen Gefahr, die keine Gefahr, sondern lediglich ein Vorurteil ist, so lange spuken, bis es zu spät ist, der einen einzigen wirklichen Gefahr, die Australien droht, wirksam zu begegnen.

Diese Gefahr ist die gelbe. Ich muß gestehen, daß ich mich lange gewehrt habe, an sie zu glauben. Die australische Furcht vor Japan schien mir immer eine Chimäre. Allein seitdem ich aus autoritärer Quelle weiß, was in der Öffentlichkeit bisher völlig unbekannt ist, daß Japan für eventuelle Hilfe in den Dardanellen ganz Nordaustralien forderte, denke ich anders darüber.

Gewiß, Australien liegt sehr weit von Japan. Aber wo soll dieses mit seinem Menschenüberschuß von zweieinhalb Millionen Geburten hin? Nach Hokkaido und Sachalin geht der Japaner nicht, weil es ihm dort zu kalt ist. In der

Mandschurei kommt er gegen die wirtschaftliche Konkurrenz des Chinesen nicht an. Die Philippinen und die Sunda-Inseln sind bereits überbevölkert — abgesehen davon, daß diese ja auch nicht so ohne weiteres zu haben sind. Amerika ist verperrt. Bleibt Australien!

Es gibt auch zu denken, daß ein englischer Autor, Fleetwood Chidell, als Lösung des Problems vorschlug, Nordaustralien freiwillig an Japan abzutreten, gegen das Versprechen, die Integrität Südaustraliens als weißes Land zu garantieren und eine ostweilige Grenzlinie nicht zu übertreten. Es ist verständlich, daß ein derartiger Vorschlag von Australien a limine abgewiesen und nicht einmal ernsthaft diskutiert wird. Er hieße doch, allzu sehr den Bod zum Gärtner machen.

Der Chidellsche Vorschlag mag eine falsche Lösung sein, aber es war immerhin der Versuch einer Lösung. Und vielleicht ist selbst eine falsche Lösung besser als gar keine.

Australien, der „unvollendete Kontinent“, ist in manchem „vollendeter“ als selbst das sich übermodern dünkende Amerika. Man ist hier zu sozialen Lösungen gekommen, an die man in Amerika und Europa noch nicht denkt. Und wie in der Arbeiter-Organisation ist man auch in der allgemein gesellschaftlich-menschlichen Organisation weiter. Während die meisten andern Nationen noch in dem Geburtenwahn befangen sind und in der Idee, daß Bevölkerungszuwachs um jeden Preis angestrebt werden muß, da nur eine große Bevölkerungsziffer identisch ist mit Macht, Glück, Wohlstand und Moral, so ist man in Australien bereits zur Erkenntnis des Bevölkerungs-Optimums gelangt. Nur ist man geneigt, dieses Optimum allzu niedrig anzusetzen, es vielleicht jetzt bereits fast als erreicht anzusehen. Natürlich nicht in den offiziellen Reden der Politiker, wohl aber im Bewußtsein der Bevölkerung, vor allem der Arbeiter.

Australien geht wirtschaftlich einer sehr schweren Zeit entgegen. Es handelt sich darum, ob es seine soziale Ordnung und seinen Lebensstandard zurücksetzen und sich der übrigen Welt anpassen muß, oder ob es durchhalten kann, bis Europa und Amerika den gleichen Standard erreicht haben. Hier steht die Entscheidungsfrage vor der Tür. In der Politik hat Australien noch eine Atempause vor sich. Es kann noch ein halbes Jahrhundert, es kann sogar noch länger dauern, ehe der Bevölkerungsüberdruck in Süd- und Ostasien zur Explosion führt. Bis dahin aber wird Australien sich entscheiden müssen, und ich glaube, daß es keine andere Chance hat, als zu wählen zwischen der „olivfarbenen“ und der „gelben Gefahr“.

Der Eid des Spionage-Hauptmanns

Ein seltsamer Kronzeuge gegen Ull

Kattowitz, 9. April | Ullstein-Nachrichtendienst

Die unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten des Kattowitzer Appellationsgerichts, Dr. Jechter, geführte Berufungsverhandlung im Ull-Prozess macht am ersten Tage in ihrer exakten Sachlichkeit einen wesentlich günstigeren Eindruck als die erste Verhandlung. Es sind insgesamt nur zehn Zeugen geladen, daneben zwei Schriftführer und zwei Vertreter des Generalstabes.

Ull hält seine Aussagen aus dem Juli vorigen Jahres im ganzen aufrecht und ergänzt sie nur in einigen Einzelheiten. Er bestreitet also auch diesmal auf das entschiedenste die ihm zur Last gelegte Tat, nämlich Beihilfe zur Entziehung vom Militärdienst verübt zu haben. Er erklärt, daß er den Bäckergesellen Bialucha, dem er angeblich eine Bescheinigung ausgestellt haben soll, damit er im deutschen Reichsgebiet unterkomme, weder der Person noch dem Namen nach gekannt habe, bis zu dem Augenblick, da ihm die Anklageschrift zugestellt wurde.

Auf eingehende Fragen des Vorsitzenden erläutert Ull dann noch einmal in ähnlichem Sinne, wie er es das vorige Mal tat, seine Stellung zum polnischen Staat, seine Einstellung zu der Militärdienstpflicht, für die er nachdrücklich bereits früher im Sejm eintrat. Er erklärte heute wieder, daß er die Militärdienstpflicht gerade auch für die Angehörigen der deutschen Minderheit als Schule für die Durchbildung der staatsbürgerlichen Gesinnung für äußerst wichtig halte.

Als erster Zeuge erscheint in der Beweisaufnahme Hauptmann Jychon, der in der Zeit, als man das Material für das Verfahren gegen Ull sammelte, Leiter des geheimen militärischen Nachrichtendienstes in Kattowitz gewesen ist. Der Zeuge entrollt noch einmal mit schöner Offenherzigkeit das ganze Spionagetreiben gegen das deutsche Generalkonsulat und das Büro des Deutschen Volksbundes in Kattowitz. Er wird von dem Vorsitzenden dann in bemerkenswert scharfer Weise über die Einzelheiten seiner Erkundungen befragt. Er erklärt schließlich, daß er nicht näher bezeichnen könne und wolle, wie im einzelnen von den ihm unterstellten Personen und den bestochenen Angestellten des Generalkonsulats und des Volksbundes gearbeitet wurde.

Die Originalakte Bialucha hat er selbst nicht gesehen. In der ersten Verhandlung hat er aber, lediglich nach der vorliegenden Photographie des inkriminierten Schriftstückes, die Unterschrift von Ull als echt bezeichnet und darauf seinen Eid geleistet. Jetzt befragt, wie er zu der Behauptung der Echtheit gekommen sei, kann er nur aussagen, daß er die fotografierte Unterschrift mit Originalunterschriften verglichen habe. Auf eine weitere Frage des Vorsitzenden stellt sich heraus, daß er Unterschriften von Ull erst während der Gerichtsverhandlung gesehen hat.

Der stellvertretende Leiter des militärischen Nachrichtendienstes, Hauptmann Lis, hat gemeinsam mit Jychon die Ueberwachung des deutschen Generalkonsulats und des Deutschen Volksbundes in Kattowitz organisiert. Er hat auch die inkriminierten Dokumente in den Händen gehabt. Aus dem Dokument, das keiner sah, weder in der Voruntersuchung, noch in der ersten Hauptverhandlung, wird jetzt plötzlich das Dokument, das einer, aber auch nur dieser eine, gesehen haben will. Kapitän Lis erklärt zur größten Ueberbahrung aller Beteiligten heute, daß er die Original-

bescheinigung, die Ull für den Bäckergesellen Bialucha ausgestellt haben soll, persönlich in der Hand gehabt habe, bevor er sie mit anderen beim Volksbund entwendeten Aktenstücken fotografieren ließ.

Ein Polizeibeamter aus Reife in Deutsch-Oberschlesien, wohin sich Bialucha nach seinem Verschwinden aus Polen wandte, wird über das Schicksal seines Besuchs um die deutsche Staatsangehörigkeit befragt. Der deutsche Polizeibeamte kann trotz verschiedener Zwischenfragen des Vorsitzenden und des Staatsanwalts die Akten der Oppelner Regierung, die in ihren Einzelheiten in der ersten Instanz als für Ull sehr belastend ausgelegt wurden, durchaus zurückerklären.

Als Schriftführer der Instanz erklärt der schon in der ersten Instanz gehörte Oberkontrolleur des Warschauer Verkehrsministeriums auch heute, daß er auf Grund der schlecht angefertigten Fotografie ein Gutachten darüber, ob die Unterschrift von Ull echt oder gefälscht sei, nicht abgeben könne. Der Staatsanwalt hält ihm angeblich abweichende Aussagen aus der ersten Verhandlung vor. Der Sachverständige stellt daraufhin fest, daß offenbar das Protokoll nicht so abgefaßt wurde, wie es seinen klaren Aussagen auch beim ersten Male entsprochen hätte.

Am Freitag beginnt in Bromberg der Prozeß gegen die ehemaligen Mitglieder des Deutschbundes, Dr. Heibold und Genossen. Den Angeklagten wird in der Klageschrift zum Vorwurf gemacht, sie hätten mit Organisationen in Verbindung gestanden, die als „Organe der deutschen Regierung“ zu bezeichnen seien, u. a. mit dem „Berein für das Deutschum im Ausland“, Berlin, Klosterstraße 75, der eine zeitlang im Auftrage der Reichsregierung die Prüfung von Entschädigungsansprüchen reichsdeutscher Staatsbürger vorgenommen habe.

Schon die falsche Adressenangabe zeigt, daß es sich um eine Verwechslung des rein kulturell arbeitenden „Bereins für das Deutschum im Ausland“, mit dem nach dem Kriege gegründeten „Bund der Auslandsdeutschen“ handelt. Der B. D. A. ist niemals mit Entschädigungsfragen befaßt worden, kann auch keineswegs als Organ der Reichsregierung angesehen werden. Die polnische Anklageschrift fußt also auf falschen Voraussetzungen.

Staatspräsident Kwiecis

Riga, 9. April | Ullstein-Nachrichtendienst

Zum Präsidenten der Republik Lettland wurde heute der Bauernbundführer Albert Kwiecis gewählt. Er vereinigte von insgesamt 100 Abgeordneten 55 Stimmen der bürgerlichen Rechten und Mitte auf sich, auch die Deutschen stimmten für ihn. Sein Gegenkandidat war der Parlamentspräsident Dr. Paul Kalninsk.

Albert Kwiecis, der im 40. Lebensjahre steht, gehörte seit der Staatsgründung Lettlands als Abgeordneter des Bauernbundes dem Parlament an und ist seit Jahren dessen Vizepräsident. Im Jahre 1922 war er Innenminister. Von Beruf ist Kwiecis Landgerichtspräsident. Der Entscheidung, die erst im zehnten Wahlgang fiel, ging ein heftiger Wahlkampf voraus.

— Vier zu drei Beilagen —

Verantwortlich für die Anzeigen: Billig Sauer, Neutölln
Verlag und Druck: Ullstein & Co., Berlin